



Frank Sellentin † gewidmet

Sri Lanka steht schon lange auf meiner Liste. Bereits 2012 hatte ich auf der INTERZOO eine Einladung des nationalen Exportverbandes Ass. of Live Tropical Fish Exporters erhalten. Im Mai 2013 ist es dann so weit. Kurz vor Abflug fragt mich ein befreundeter Großhändler, ob ich nicht mal etwas unternehmen könne gegen den Dauereinsatz von Antibiotika, der in Sri Lanka keine Grenzen kenne. Sogar Seesterne würden darin gebadet. Antibiotika dienen eigentlich zur Bekämpfung von Infektionskrankheiten, mittlerweile aber werden auch gesunde Organismen damit behandelt – aus Gründen der Vorsorge. Exporteure und Händler versprechen sich davon eine bessere Qualität. Nicht selten fallen die Tiere später beim Kunden „aus unerklärlichen Gründen“ tot um.¹

Über Doha – die Stadt, die 2012 Gastgeber der UN-Klimakonferenz war –², geht es in ein Land, das die Auswirkungen des Klimawandels bereits deutlich zu spüren bekommt. Während sich in Deutschland eine weitere Jahrhundertflut ergießt, bleibt hier der Monsun streckenweise aus. Ich fürchte, die globale Erwärmung sieht anders aus, als viele es sich wünschen.

Auch ich sehne mich nach mehr Wärme und Sonne. Bei meiner Ankunft in Colombo herrschen hohe Luftfeuchtigkeit und eine Temperatur jenseits der 30-Grad-Marke. Der Schweiß rinnt in Strömen, jeder Schritt ist zu viel. Ich steige in einen fahrbaren Untersatz, *Tuk-tuk* genannt, und lasse mich zum Bahnhof kutschieren. Zu einem

¹ *Da Antibiotika Darmbakterien abtötet, gerät der Stoffwechsel außer Kontrolle. Manche Aquarianer*

² *„Laut Statistiken der Weltbank ist das Erdöl-Emirat Katar derzeit das Land mit dem weltweit höchsten CO₂- Ausstoß pro Kopf der Bevölkerung. Trotzdem fand die UN-Klimakonferenz 2012 in der Hauptstadt Doha statt. Die Durchführung der Konferenz mit dem weltweit höchsten CO₂-Ausstoß wird verschiedentlich als Scheitern der weltweiten Klimaschutz-Politik [...] gewertet.“*
(<http://de.wikipedia.org/wiki/Doha>)

Preis, der (unabhängig vom Wetter) schwindelig macht. Ich hätte wohl vorher ein „Beförderungsentgelt“ vereinbaren müssen. Die Fahrkarte in den Süden der Insel kostet hingegen nur wenige Cent. Auf meiner vierstündigen Fahrt entlang der Küste lassen Reisebekanntschaften nicht lange auf sich warten. Einer möchte wissen, woher ich komme, wie lange ich bleibe. Und ob mir Sri Lanka gefalle. Ich antworte, dass ich dazu noch nicht viel sagen könne. Die Leute seien nett und das Wetter sei zweifellos besser als in Deutschland. Ein anderer fragt, ob ich wisse, was sich auf ebendieser Strecke vor über acht Jahren abgespielt habe. Meine Gedanken sind noch nicht so schnell. Als er das Wort Tsunami ausspricht, erinnere ich mich dunkel an einen Zug, den die Wassermassen aus den Schienen gehoben haben. Furchtbare Bilder, die um die Welt gingen. „Ja“, sage ich, „davon habe ich natürlich gehört. Schlimme Sache.“ Meine Gegenüber schüttelt den Kopf, als könne er es immer noch nicht fassen. Mehr als 1500 Menschen seien damals in den Waggons ums Leben gekommen. Wie viel genau, könne man nicht sagen. Auch Touristen seien unter den Opfern gewesen.



©AFP



©Pacific Tsunami Museum Inc.

Der Wiederaufbau der Gleisanlagen, Brücken und Bahnhöfe verlief mit Hochdruck; innerhalb weniger Monate wurde der 150 Kilometer lange Streckenabschnitt, auf dem die „Königin der Meere“ (*Samudra Devi*) verunglückt war, wieder hergerichtet. Kaum einer hatte für möglich gehalten, dass dies ohne Hilfe aus dem Ausland gelingen kann. Aber einige hochrangige Verantwortliche ließen sich im Vorfeld nicht beirren und verzichteten bewusst auf ausländische Subventionen, weil diese ihrer Meinung nach die Umsetzung verzögert bzw. die Korruption begünstigt hätten. Eine ganz außerordentliche Feststellung, wie ich finde. Mit der Unterstützung Tausender, die rund um die Uhr schufteten, wurde schließlich das Wunder vollbracht³.

In Weligama angekommen, entspanne ich die ersten Tage in einem kleinen, aber feinen Hotel. Ich begeben mich in die Hände ayurvedischer Massagekünstler und schwimme zum ersten Mal im Indischen Ozean. Dabei fällt mir auf, wie wenig ich von meiner Angst, mit „etwas“ in Berührung zu kommen, verloren habe. Früher waren Quallen der Auslöser gewesen, heute sind es Einwegverpackungen. Ich zucke jedes Mal zusammen, wenn eine Plastiktüte meinen Körper streift. Mittlerweile wabert Kunststoff durch die Weltmeere, als wäre er ein natürlicher Bestandteil marinen Lebens. In kleinste Teile zerfallen, ist er außerdem dem Plankton nicht unähnlich. Fische fressen ihn, wie wissenschaftliche Studien belegen, und über die Nahrungskette gelangt er in den menschlichen Körper. Über den qualvollen Tod, den

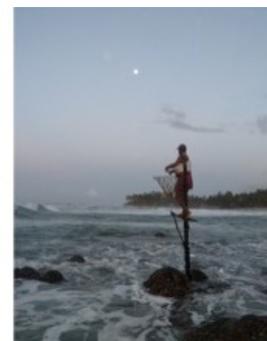
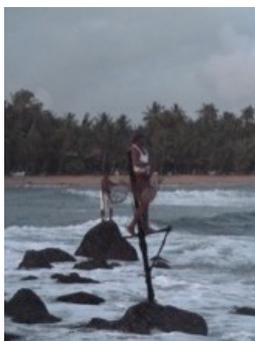
³ Ein Beispiel für gelungene Aufbauhilfe. Reiche Geberländer sollten sich, wenn sie es wirklich ehrlich meinen, in Zurückhaltung üben und allenfalls Hilfe zur Selbsthilfe anbieten. „Entwicklungshilfe“, wie sie seit Jahrzehnten praktiziert wird, ist meistens nichts anderes als der Expansionsanspruch irgendeiner Industrienation.

Tiere im Zivilisationsmüll erleiden, ist schon viel geschrieben worden. Ich möchte an dieser Stelle lieber ein paar Bilder sprechen lassen.



Sobald man die gepflegten Strandabschnitte der Hotelanlagen verlässt, sieht man das ganze Ausmaß der Vermüllung. Auf meinen Spaziergängen entdeckte ich massenweise Plastik in jeder erdenklichen Form und Farbe. Die chemische Beständigkeit dieser Wegwerfprodukte ist mittlerweile zu einem globalen Problem geworden. Traurige Berühmtheit erlangte ein riesiger Müllwirbel im Nordpazifik, der *Great Pacific Garbage Patch*. Als größter seiner Art irrlichtert er zwischen der amerikanischen Westküste und Hawaii umher. Müllwirbel gibt es „natürlich“ auch im Atlantik und im Indischen Ozean. Sogar in der Arktis und der Antarktis finden sich welche.

Ich habe mir den Süden Sri Lankas als Reiseziel ausgesucht, weil ich unter anderem etwas über den traditionellen Fischfang wissen möchte. Am bekanntesten ist wohl das Fischen auf Stelzen (*Stilt*). Diese Methode eignet sich, das will ich vorausschicken, nicht für den Aquarienhandel – auch wenn vor allem Jagd auf Riffische gemacht wird. Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie ein vielleicht 16 Pfund schwerer Papageifisch aus den Fluten gehievt wurde. Ansonsten scheint der Stelzenfischer eher etwas für fotoverrückte Touristen zu sein. Am Strand verlangt man für dieses überragende Motiv höflich, aber bestimmt einen einmaligen Obolus. „Danach Fotos, so viele du willst!“, sagt der Kumpel abwechselnd auf Deutsch, Englisch, Französisch und Holländisch. Wenn's sein muss, auch auf Russisch oder Chinesisch.



Am Strand von Mirissa, abseits der Flaniermeile, spreche ich einen Fischer an, der Vorbereitungen an seinem Boot trifft. Es ist ein kleines Auslegerkanu in den verblässenden Farben Blau, Weiß und Rot.

„Nettes Boot, das du da hast. Hat die Bemalung irgendeine Bedeutung?“, frage ich. Er entschuldigt sich ohne erkennbaren Grund und fragt seinerseits, warum mich das interessiert.

„Bin halt neugierig. Ich hoffe, ich störe nicht“, sage ich. Er lächelt nur, und ich fühle mich ermutigt, weitere Fragen zu stellen.

„Kann ich mal dein Werkzeug sehen?“ Er hält daraufhin ein paar rostige Angelhaken, Netze und kleine Bojen in die Höhe. Während ich alles etwas übertrieben ablichte, frage ich erneut, ob die farbliche Gestaltung des Bootes seine Idee war.

„Nein, eine Hilfsorganisation hat es mir so gegeben. Eine französische.“

Die Boote, die hier liegen, sind keine Schönheiten. Nichts im Vergleich zu Bali oder Bohol. Mir fällt auf, dass die meisten aus Plastik (Fiberglas) gefertigt sind.

„Gibt es denn keine Holzboote?“, frage ich und klopfe fachmännisch an den Bootskörper.

„Nein, die sieht man nur noch selten. Es braucht viel Zeit, sie herzustellen, weißt du?“

Im Laufe unseres Smalltalks erzählt er mir, wie dankbar er einerseits sei, dass ihm und anderen Fischern nach der verheerenden Katastrophe geholfen wurde. Auf der anderen Seite verliere jetzt aber der traditionelle Bootsbau immer mehr an Bedeutung. Ich will mehr darüber erfahren und verabrede mich mit ihm für den nächsten Tag. Seine kleine Tochter steht plötzlich hinter ihm, sie will Drachen steigen lassen.



„Ein Interview mit mir?“

Ich stehe Gamini gegenüber, nicke und schiebe schnell eine finanzielle Aufwandsentschädigung hinterher. Er aber schüttelt den Kopf.

„Ich unterhalte mich gerne mit Ausländern. Dafür nehme ich kein Geld!“ Sein wettergegerbtes Gesicht lässt keinen Zweifel aufkommen.

„Bitte entschuldige, ich wollte nicht unfreundlich sein. Es ist nur so, überall wird man gefragt ...“

Er macht eine vage Handbewegung. Einige seiner Landsleute bekämen den Hals nicht voll. Andere wiederum wüssten nicht, wie sie ihre Familien ernähren sollten. Es sei schlimm.

„Was kostet ein Kilo Reis?“, frage ich.

„Etwa 60 Rupien.“ Dieses Hauptnahrungsmittel ist so ziemlich das Einzige, was sich über die Jahre nur unwesentlich verteuert hat – weil es einer staatlichen Reglementierung unterliegt. Alles andere kennt, wie überall, nur einen Trend: nach oben.

„Und wie viel bleibt dir am Monatsende?“

„Nicht genug, um eine Familie zu ernähren“, antwortet Gamini. „Kein Fischer kann das. Alle machen noch etwas nebenbei. Ich zum Beispiel fahre Taxi (*Tuk-tuk*) oder helfe bei Bauarbeiten aus. Mein Frau putzt in Hotels.“

Von den einstmals 100 Fischern im Ort existiert vielleicht noch die Hälfte. Viele verdienen sich jetzt ein Zubrot im Tourismusgeschäft. Andere gehen aufs Schiff. „Sri-lankische Seefahrer sind die besten der Welt!“

Nach einigem Hin und Her verrät er mir, was seiner Familie monatlich zur Verfügung steht. 30 000 Rupien (circa 170 Euro) klingen nicht schlecht, sind aber wohl eher die Ausnahme als der Durchschnittsverdienst. Für ein Kilogramm Sardinen (15 bis 30 Stück) bekommt ein Fischer 100 Rupien, für ein Kilogramm Riffische (zum Beispiel Snapper) 200 bis 800 Rupien. Der Einzelpreis pro Fisch (große Sardine, Snapper oder Mullet) liegt bei 50 Rupien. Der Preis für gefragte Fischarten wie Grouper, Thunfisch, Schwertfisch unterliegt dem individuellen Verhandlungsgeschick.

An sehr guten Tagen kann er bis zu 30 Kilogramm Fisch nach Hause bringen. Aber seit die Regierung Fanglizenzen an ausländische Unternehmen verkauft, ist das selten geworden. Wenn vor der Küste nichts mehr zu holen ist, ziehen die schwimmenden Fischfabriken aus Taiwan und China weiter zur nächsten.

„Wir aber müssen hier von dem leben, was sie übrig lassen.“

Ich erzähle Gamini, dass hier am Strand oft Baby-Thunfische angeboten werden.

„Genau das meine ich. Es gibt keine adulten Tiere mehr. Wenn wir jetzt auch noch den Nachwuchs zur Strecke bringen, kann ich meine Lebensgrundlage vergessen.“

Es ist wie mit allem: Nehmen wir zu viel, hat das unabsehbare Folgen. Laut einer

Studie der UNEP (2010)⁴ richten 3000 der weltweit bedeutendsten Unternehmen pro Jahr Umweltschäden von 1,7 Billionen Euro an. Möglich machen das rückgratlose Regierungen, denen Nachhaltigkeit und Biodiversität egal sind. Ein Umdenken ist bis heute nicht erkennbar. Der den Klimawandel begünstigende Anstieg der CO₂-Konzentration oder die gnadenlose Ausbeutung der Ozeane sind nur zwei Beispiele, wie wir die Zukunft nachfolgender Generationen verspielen⁵.



©ESAIA e.V.



David vs. Goliath

©Naval Today

„Was bedeutet dir dein Leben als Fischer?“, frage ich Gamini – nicht ohne Hintergedanken. Er ist Buddhist und als solcher sehr auf sein Karma bedacht.

„Darüber mache ich mir oft Gedanken. Weißt du, jemand, der Tiere tötet, kann nicht aus dem endlosen Kreislauf von Geburt und Wiedergeburt herausfinden. Nur wer ethisch handelt, hat die Chance, ins Nirwana überzutreten. Ein Fischer hat da von vornherein schlechte Karten.“

„Ich denke, die Erfüllung seiner Pflichten ist ausschlaggebend dafür, ob Taten gut oder schlecht bewertet werden. Findest du nicht?“

Gamini lächelt. „Ich gebe mein Bestes und versuche zum Beispiel, meinen Kindern ein guter Vater zu sein, indem ich sie ermahne, in der Schule aufzupassen. Damit sie später nicht so wie ich in seelische Bedrängnis geraten⁶.“

Neben der Tochter Wishme hat er noch zwei Jungs. Alle drei lieben Schule, Drachensteigen und, wie sollte es anders sein, das Meer.

„Das liegt an den Genen“, sage ich lachend. Gamini klatscht belustigt in die Hände.

„Ja, aber mir wäre es lieber, sie machten später etwas wie du.“

„Als Meeresbiologe wird man nicht geboren. Genauso wie man nicht als Fischer

⁴ <http://www.unep.org/environmentalgovernance/>

⁵ Ein weiteres Beispiel für menschliche Idiotie: Um 1kg Fisch in Zuchtanlagen herzustellen, benötigt man ca. 2kg Fischmehl. Dieses stammt aus Wildfängen.

⁶ Education is the key! An den drei Tagen, an denen wir uns treffen, kommt das Thema Bildung immer wieder zur Sprache. Seine Eltern hatten es ihm schon ermöglicht, auf die Schule zu gehen. Deswegen spricht er Englisch und hat im Ausland arbeiten können. Vom Geld, das er dort verdiente, konnte er sich seine Existenz aufbauen.

geboren wird.“

Er wackelt mit dem Kopf, als bezweifle er die Richtigkeit meiner Worte. In seiner Welt hat man sich in sein Schicksal zu fügen. Natürlich gibt es auch für Buddhisten Spielräume, aber seiner Bestimmung als Mensch oder Tier, männlich oder weiblich, kann niemand entfliehen.

„Was bedeutet dir das Meer?“

Gamini überlegt und sagt: „Es ernährt mich, deshalb liebe ich es. Auch wenn es so viel Leid über die Menschen bringen kann. Andererseits kann man das Meer und seine Götter nicht ungestraft schlecht behandeln.“

„Ein wichtiger Punkt, den du da ansprichst. Es zeugt von wenig Respekt, wenn man zum Beispiel seinen Müll im Meer entsorgt. Wie stehst du dazu?“

„Ja, dieses Verhalten ist dumm und durch nichts zu rechtfertigen, auch wenn man arm oder ungebildet ist. Es fällt immer auf einen zurück. Meine Leute ernähren sich, wie du weißt, hauptsächlich von Fisch. Manchmal hole ich meine Angeln ein und finde nichts anderes als Plastiktüten an den Haken.“ Gamini kommt bei diesem Thema in Fahrt. Er erzählt mir von einem Freund, der bei einer Organisation arbeitet, die sich für den Schutz von Schildkröten einsetzt.

„Von ihm weiß ich, dass immer mehr Schildkröten verenden, weil sie Plastik gefressen haben. Wenn sogar Schildkröten das tun, dann doch sicherlich auch die Fische?“

Ich bejahe seine Vermutung. Alle marinen Lebewesen sind davon betroffen. Auch Seevögel und Meeressäuger leiden zunehmend darunter. Innerhalb der Nahrungskette vergiften sie sich gegenseitig oder sterben qualvoll in so genannten *Ghostnets* und durch andere tödliche Objekte.

Aber es gibt auch Hoffnung. So wird seit einiger Zeit in Weligama und Umgebung der Hausmüll von Entsorgungsunternehmen abgeholt und entsorgt. Die Menschen müssen nichts mehr verbrennen oder achtlos in die Gegend werfen. Diese Verhaltensweisen sind zwar noch weit verbreitet, aber durch Kampagnen wie „Loving Nature“ und spontane Aktionen werden langsam Erfolge sichtbar.

„Wir laufen den Strand auf und ab und sammeln Müll. Ein schönes Gefühl, einen sauberen Strand zu sehen. Doch am nächsten Morgen ist wieder alles verreckt...“ Mit Plastikflaschen, Plastiktüten, Styropor und altem Zeug aus aller Welt. Ich habe zig Fotos davon gemacht und frage mich angesichts dessen, ob der Kampf gegen den Müll überhaupt zu gewinnen ist.

Buddhas Geburtstag steht an. In den nächsten Tagen geht also nicht das kleinste bisschen. Auch Gamini lässt sich entschuldigen, um sich an den Vorbereitungen zu beteiligen. Speisen müssen zubereitet, der Tempel muss geschmückt werden und vieles andere mehr. Gamini bittet mich, ihn nach der Feierlichkeit doch in seinem Haus zu besuchen. Ich nehme seine Einladung gerne an.

In der Zwischenzeit fahre ich in den Yala-Nationalpark (was gar nicht so einfach zu bewerkstelligen ist). Erst als ich verspreche, dass wir rechtzeitig an *Vesakh*⁷ wieder zurück sind, und dem Fahrer einen üppigen Bonus gebe, willigt er ein. Je weiter wir in Richtung Osten kommen, umso mehr weicht der tropische Regenwald einer savannenähnlichen Vegetation. Ich fühle mich nach Afrika versetzt. Überall dorniges Buschwerk, Akazien und Sukkulenten in jeder Form und Größe. Nach stundenlangem Geholper kommen wir zum Haupteingang des Naturschutzgebietes. Der sonnengebleichte Schädel eines Elefanten begrüßt die westlichen Wohlstandspilger. Hier heißt es aussteigen und sich registrieren lassen. Während des mühseligen Prozedere vertrete ich mir die Beine, indem ich mir die kleine Ausstellung zur Geschichte des Parks ansehe. In der Nähe der Toiletten begegne ich einem schnorrenden Pandabären.

Nach einigem Hin und Her geht es endlich los. Alle Besucher werden in Gruppen zu viert oder zu sechst aufgeteilt und in umgebaute Jeeps verfrachtet. Unter großem Getöse setzt sich die Kolonne in Bewegung. Wie man so den scheuen Tieren nachstellen will, ist mir ein Rätsel; ich lasse all meine Hoffnung, jemals einen Leopard in freier Wildbahn zu sehen, fallen. Auf gut ausgebauten Pisten geht es zu diversen Wasserlöchern, mal mit Krokodilen, mal mit Wasserbüffeln, mal mit Pelikanen und mal mit allen gleichzeitig bevölkert. In der Savanne begegnen uns Wildschweine, Hirsche, Warane und marodierende Affenbanden. Sogar das massive Hinterteil eines Elefantenbullen taucht kurzzeitig im Gebüsch auf. Wir hetzen viermal drumherum, aber der Elefant ist verschwunden. Als Entschädigung zeigt man uns einen Felsen, der die Umriss des Dickhäuters aufweist. Auf einer Safari gibt es keine Garantien. Die Tiere verkriechen sich, um ihre Ruhe zu haben, gibt der Führer zu bedenken. Als vor uns dann doch noch ein Leopard auftaucht, gibt er Gas.

x

Gaminis Hütte liegt auf einer Anhöhe nicht weit vom Meer. Der direkte Zugang ist zubetoniert. Ich komme nicht ohne Geschenke. Es sind Dutzende Stifte, Schulhefte und alles, was Schüler so brauchen. Die Freude hält sich in Grenzen, wahrscheinlich wären Barbiepuppen und Spielzeugautos bei den Kindern besser angekommen.

„Verrückt, wenn man sich vorstellt, dass vor uns die Antarktis liegt“, sage ich, um unser Gespräch in Gang zu bringen. Ich bin mir nicht mehr so sicher, ob seine Einladung wirklich ernst gemeint war.

„Tausende Kilometer nichts als Wasser“, pflichtet er mir bei. „Soll ich dir zeigen, was es anrichten kann, wenn es noch mehr will?“

Wir gehen zu einer Bauruine. Gamini zeigt mir die Spuren der Verwüstung.

„Das war einmal mein Haus. Bevor wir einziehen konnten, ist der Tsunami gekommen. Die Hütte, in der wir leben, war eigentlich als Provisorium gedacht. Das hält nun schon beinahe neun Jahre an.“

„Was ist damals geschehen? Kannst du mir ein paar Eindrücke schildern?“

⁷ *Vesakh ist das wichtigste Fest der Buddhisten. Es erinnert an die Geburt, die Erleuchtung, den Tod und die Erlösung Buddhas. Ihm zu Ehren werden dann zum Beispiel keine Tiere geschlachtet, Gefangene begnadigt und Arme mit Essen und Trinken versorgt. Es gibt farbenfrohe Prozessionen und Festivitäten, die oft Tage dauern.*

„Es war ein Tag wie jeder andere. Plötzlich zog sich das Wasser zurück. Als hätte jemand einen Stöpsel gezogen. Die Leute liefen dem Meer hinterher und sammelten zappelnde Fische ein. Überall Meeresboden bis weit hinter die Korallenbänke. Das hat es bisher noch nie gegeben. Ich dachte mir, das kann nicht gut sein, habe meine Familie geschnappt und bin hoch zum Tempel. Von dort haben wir die Katastrophe kommen sehen und beobachtet, wie die Fluten alles mit sich rissen. Menschen, Boote, Autos, Häuser. Es war apokalyptisch.“



Die Schäden, die die Wassermassen anrichteten, waren vor allem in Sri Lanka enorm. Mehr als 35 000 Menschen verloren ihr Leben. Der materielle Verlust belief sich auf Hunderte Millionen Dollar. Auch ökologisch war der Tsunami eine Tragödie ohne Beispiel. Nach Einschätzung von Experten hat es die Korallenriffe besonders schwer getroffen, weil sie als natürliche Wellenbrecher dem Wasserdruck nicht standhielten. Beim Rückfluss legten sich dann Trümmer und aufgewirbelter Schlamm auf die verbliebenen Korallen.

„Kann man die Schäden an den Korallenriffen noch sehen?“

„Natürlich. Aber die Natur weiß sich zu helfen. Die Regeneration ist in vollem Gange.“ Ich freue mich über das, was Gamini sagt. Es muss doch irgendwann auch mal etwas Positives zu vermelden sein!

„Sag mal, was weißt du von der Aquarienfischerei? Kennst du jemanden, der Korallenfische fängt und sie lebend verkauft?“

„Ja, da kenne ich zwei. Aber ich mag nicht, was sie tun. Sieh mal, die Touristen kommen hierher, weil sie tauchen und bunte Fische sehen wollen, und die holen sie einfach raus und verkaufen sie!“

Sein Unverständnis ist eine Mischung aus Sorge um die Artenvielfalt und die Frage, warum man Fische aus dem Wasser zieht, die nicht der Ernährung dienen. Ich erzähle ihm, dass bei mir zu Hause die Leute aus Zeitvertreib Fische ins Aquarium stecken und dafür ein Vermögen ausgeben.

„Ich weiß, damit kann man viel Geld machen.“ Gamini schüttelt den Kopf. „Weißt du, ich betrachte das Meer als eine Art Bankkonto. Man darf es nicht plündern, sonst sind wir am Ende.“

Im Flugzeug erinnere ich mich an das, was dieser einfache Fischer gesagt hat, und ziehe in Gedanken meinen Hut. Menschen wie er sind es, die mir Hoffnung geben, weiterhin an das Gute in der Welt zu glauben. Dann fällt mir ein, dass ich noch nichts über den Einsatz von Antibiotika herausgefunden habe. Was soll's, denke ich. Spätestens dann, wenn diese Mittel ihre Wirkung verloren haben, wird sich das Problem von selbst erledigen.

Juli 2013

